

## **Lösungen – Die Notwendigkeit des gemeinsamen Gesprächs in der Gemeinde und im therapeutischen Prozess**

*Es gibt Menschen, die sind der Meinung, dass ein offenes Gespräch in einer größeren Gruppe nicht funktionieren kann. Vor allem dann wäre es hochriskant, sich zusammensetzen, wenn ungeklärte Konflikte die Beziehungen stören. Ich frage mich aber, wie dann diese Störungen beseitigt werden können, wenn man nicht den Mut hat, sie zur Sprache zu bringen. Und zwar gemeinsam.*

*Ebenso gibt es Christen, die es für leichtsinnig halten, in der Gemeinde Differenzen anzusprechen. Die Gefahr wäre, so sagen sie, dass die Probleme nur noch größer werden und die Einheit der Gemeinschaft zerbricht. Aber ich frage mich: Wie sieht es aus mit den Beziehungen in einer Gemeinde, in der man es nicht wagt, sich mit unterschiedlichen Meinungen auseinanderzusetzen?*

Nach David Bohm (David Bohm, Der Dialog, Stuttgart, 7. Auflage 2014) ist jeder von uns Teil eines Ganzen. Der Einzelne sieht jedoch oft nur seinen Teil und hält **den** für das Ganze. Das ist fatal. Bei der eigenen Meinung kann es sich nur um Bruchstücke handeln, die aus dem Ganzen herausgebrochen für sich genommen wenig Bedeutung haben. Wenn man aber versucht, die Fragmente eines Ganzen zusammenzufügen, macht man unter Umständen die Erfahrung, dass nichts mehr zusammenpasst. Der Physiker David Bohm gebraucht das Beispiel einer Taschenuhr (er lebte von 1917-1992): Sie besteht aus vielen Teilen, die mühevoll zusammengesetzt wurden. Schlägt man jedoch die Uhr entzwei, hat keines der einzelnen Trümmer mehr eine Bedeutung.

Das ist ein Beispiel für das, was in vielen Gesprächen geschieht: Man splittert sich auf, man beharrt auf der eigenen Meinung, man schaut nicht auf das Ganze und wie alles zusammengehört, sondern löst sich selbst mit seiner Anschauung aus einem Gesamtzusammenhang und erklärt die eigene Sicht zur allgemeinen Wahrheit, die auch für den anderen gilt. Wenn das so geschieht, muss man sich nicht wundern, dass Gespräche im Chaos enden und die Abgründe zwischen den Einzelnen noch tiefer sind als vorher. Anders wäre es, wenn man bereit wäre, einen gemeinsamen Dialog zu führen: Jeder stellt seine Meinung zur Verfügung und gemeinsam wird etwas Neues gefunden. Wie kann das gehen?

Ein Dialog ist kein Austausch von Fakten, es geht nicht um Rechthaben und Bestätigtwerden. Das ständige Wiederholen und damit Festigen der eigenen Position führt ins Leere. Notwendig (im Sinne von unausweichlich und unabwendbar) ist das Zuhören. Das bezeichnet die Bereitschaft, eigene Ansichten fallen zu lassen und die der anderen anzunehmen. Zuhören bedeutet die Suche nach der Wahrheit, die für alle gilt, und nach Kohärenz (Stimmigkeit) im Miteinander. Auf den eigenen Ansichten zu beharren wäre das Ende des Dialogs. Im Gegensatz dazu ist ein zuhörendes Gespräch ein künstlerischer Prozess in der Suche nach einer neuen, gemeinsamen Erkenntnis, der sich zwischen Wunschbild und Wirklichkeit, zwischen Meinung und Ausdruck bewegt und immer wieder zu der Feststellung führt: „Wir haben es noch nicht. Wir spüren die Kohärenz noch nicht! Wir haben unsere Mitte noch nicht gefunden und das Gefühl hat sich noch nicht eingestellt, dass wir einander verstanden haben.“ Dieser Prozess des sich aufeinander Einlassens bedeutet, dass man einen Weg beschreitet, ohne das Ziel bereits im Voraus zu kennen. Es ist ja die Krux unserer Zeit, dass man genau weiß, wo man hinwill, welche Ziele man ansteuert und was man erreichen sollte. Dadurch ist man von vornherein festgelegt und nicht mehr offen für das, was sich im gemeinsamen Suchen entwickeln könnte. Nur wenn es gelingt, die vorgefassten Annahmen und Festlegungen loszulassen, kommt man voran. Die innere Wahrnehmung zeigt, ob die Richtung stimmt. Aber dazu gehört eine hohe Selbstaufmerksamkeit. Die ist nicht möglich, wenn man ständig nur um die eigene Meinung kreist und gar nicht zuhört, weil man schon mit seinen nächsten Argumenten beschäftigt ist. Das

innere Gespür gibt an, ob die Richtung stimmt: „Wir nähern uns der Sache.“ „Wir sind jetzt näher dran als vorher.“ Aber wir stellen fest: „Wir haben es noch nicht. Wir müssen dranbleiben und unsere Suche fortsetzen.“ So entsteht etwas fortschreitend Neues. Es entwickelt sich weiter und wird vollkommener (ohne dass es je ganz vollkommen sein wird).

Aber wir können nur auf dem Weg bleiben und diesem inneren Gespür folgen, wenn wir bereit sind, fortwährend das eben Ergriffene wieder loszulassen zugunsten von etwas Neuem, Vollkommenerem, Besseren. Das könnte tatsächlich zu einer mitreißenden Bewegung werden (ähnlich einem Fluss, der uns voranbringt), wenn nicht Angst mit im Spiel wäre. Sie meldet sich mit Macht und blockiert die innere Freiheit. Sie warnt davor, man könnte sich verlieren und würde nirgendwo ankommen. Sie suggeriert, man hätte sich letztlich nicht mehr in der Hand. Die Angst verlangt, dass man festhält und beharrt. Also findet man sich lieber mit dem ab, was man momentan erreicht hat, anstatt weiterzugehen. Man bleibt beim Unfertigen stehen. Damit ist der Dialog beendet, denn man überlegt sich fortan nur noch die Verteidigung seines Standpunktes. Man hört nicht mehr zu, sondern beschäftigt sich mit der Entgegnung. Dem kreativen Prozess geht dabei die Puste aus.

Im Fluss zu bleiben ist ein gemeinsamer Prozess. Alle lassen los und achten auf die inneren Blockaden oder Abgründe. Jeder übernimmt die Verantwortung für seine Angst und Unsicherheit und schiebt sie nicht dem anderen in die Schuhe. Taucht Angst auf, ist eine Entscheidung fällig: Ich will sie überwinden. Ich will mich einlassen. Ich bin bereit für neue Schritte und übernehme die Konsequenzen für mein Handeln, ich sichere mich nicht ab. Das ist vergleichbar mit jemand, der anfängt, Fahrrad zu fahren. Zunächst läuft es wackelig und mühsam und vielleicht nur durch die Hilfe eines anderen. Dann fährt man auf einmal, wer weiß, wie. Man kommt in Fahrt und voran. Plötzlich wird einem bewusst, dass man sich mit einem hohen Tempo auf diesem klapprigen Gefährt bewegt. Und in diesem Moment wird man unsicher und fängt an zu zweifeln, ob das überhaupt möglich ist. Bestenfalls bremst man und steigt ab, im schlechtesten stürzt man. Man hat sich losge- und dem Prozess überlassen. Dann kamen Gedanken, Überlegungen und das kritische Beobachten. Es lag ganz allein an einem selbst, dass die Sache schiefging. So wie bei Petrus, als er auf den Wellen ging. Er bewegt sich im Nichts, aber er hatte keine Angst. Er ließ sich los und ging über Abgründe. Aber sobald der Zweifel einsetzte und er sich selbst beobachtete und die Umstände aus der eigenen Sicht bewertete, folgte der Absturz, und nichts ging mehr. So ist es die zu starke Beschäftigung mit sich selbst und mit den eigenen Empfindungen, die zum Scheitern eines Gesprächs führen. Das Miteinander zerfällt in Einzelteile und nichts passt mehr zusammen. Das eigene Denken isoliert und der Zusammenhang ist nicht mehr spürbar. Das ist tatsächlich bedrohlich.

Wer sich einlässt, muss also loslassen. Jeder stellt die eigenen Be- und empfindlichkeiten zurück, die eigenen Urteile oder Vorurteile, die starken Gefühle und Wahrnehmungen, Ansichten und Meinungen. Das ist so, wie wenn man eine Jacke auszieht und an den Haken hängt. Sie ist noch da, sichtbar für alle, aber sie kleidet mich nicht mehr. Ich bin offen für die Meinungen der anderen. Natürlich bin ich auch verletzlicher, sichtbarer für die Gesprächspartner. David Bohm nennt diesen Vorgang *Suspendierung*: Das Eigene wird suspendiert, es wird momentan entlassen, denn im Augenblick ist es nicht nötig. Man hält es in der Schweben. Dort ist es formbar, nicht apodiktisch oder dogmatisch starr. Man hält seine Meinung so lange in der Schweben, bis man das Gemeinsame gefunden hat. Dann kümmert man sich wieder um sie. Aber dann haben sich die Ansichten vielleicht total verändert oder sind gar nicht mehr so wichtig.

Tatsächlich macht man sich mit dieser Haltung der inneren Offenheit verletzlich. Aber dadurch wird man auch empfindsam für das gemeinsame Erspüren des Weges. Die bisherige, vorgefertigte und sicher auch begründete Meinung loszulassen erfordert Arbeit – auch wenn es nur für eine bestimmte Zeit sein soll. Denn meine Meinungen verknüpfen sich mit meiner Identität. Meine Annahmen prägen mich, geben mir Sicherheit. Sie sind die Brille, durch die ich die Welt sehe. Das bin ich – und entsprechend stark verteidige ich meine Ansicht oder Weltsicht, denn so wie ich meine Umgebung sehe, so bin ich. Eine andere Sichtweise müsste zu einer Veränderung meiner Annahmen und damit meines Weltverständnisses führen, ich müsste ein anderer werden. Das ist bedrohlich. Denn meine Meinung beruht auf meiner Erfahrung, meine Prägung spielt eine Rolle, weil sie mich geformt hat. Es sind meine ureigensten Gedanken, meine Kenntnisse, die ich mir erworben habe. Das alles bestimmt mich und macht mich aus. Und je älter ich bin, desto begründeter ist meine Meinung, denn der Erfahrungsschatz ist groß. Aber desto enger wird auch mein Bewegungsspielraum. Es ist eine große Herausforderung (vor allem im Alter), einmal alles auf den Prüfstand zu stellen, alles zur Verfügung zu geben. Aber das beinhaltet die Chance auf ganz neue Erkenntnisse.

Das heißt: Wir reden nicht über etwas, sondern wir sind selbst Teil eines Gesprächs. Es geht nicht um irgendeine Sache, sondern um mich. Ich habe kein Problem, sondern ich bin es selbst. Denn nach Lösungen zu suchen bei einem Problem, dessen Wurzeln ich nicht kenne, ist sinnlos. Ich stehe in der Gefahr, in der falschen Richtung zu suchen. Ich müsste nach innen schauen, statt nach außen, denn die Wurzeln des Problems liegen in mir. Im Dialog gebe ich meinen Worten einen Sinn und durch diesen Wortsinn verstehe ich mich selbst und der andere versteht mich. Ich rede nicht nur, sondern „äußere“ mich. Ich gebe mich zu erkennen und erkläre, warum ich das denke, was ich sage. Ich verstecke mich nicht hinter Floskeln, sondern werde bedeutend. Ich erlebe Kohärenz (Übereinstimmung mit den anderen) und Kongruenz (Übereinstimmung mit mir). Ich gebe die Beobachterrolle auf, in der ich war, als die Worte für mich in den Ring stiegen, um für mich zu kämpfen. Ich bin nun selbst ein Suchender nach neuen Ideen und Gedanken. Und bei dieser Suche werde ich wahrhaftig und echt. Ich muss mich also von meinen bisherigen vergeblichen Lösungsversuchen abwenden, denn sie hatten nichts mit dem Problem zu tun, sie haben es höchstens verschleiert und von ihm abgelenkt. Ich stelle mich: mir selbst.

Wenn ich mich loslasse und auf das Ganze einlasse, besteht die Chance, neue oder vertiefte Beziehungen zu erfahren. Meine eigene Meinung, meine Erfahrungen fragmentieren mich und führen in die Isolation, so haben wir bereits gesagt. Ich suche dann höchstens die wenigen, die genau meiner Meinung sind, um mich zu bestätigen. Unter Umständen muss ich lange suchen. Und wenn ich sie gefunden habe, besteht die große Wahrscheinlichkeit, dass ich bald wieder enttäuscht werde, weil doch niemand genau so ist wie ich. Aber auf diese Weise reduziert sich mein Leben auf ein schmales Segment der Wirklichkeit. Wenn ich nun denke, diese Wirklichkeit sei das ganze Leben, sei die Welt und sei Gott, dann täusche ich mich. Denn dann sehe ich ja nur mich und stelle mir vor, ich wäre der Mittelpunkt meines eignen Kosmos. Aber das stimmt ja nicht: Die Zeit, die Luft, das Leben gehört genauso auch den anderen. Statt zu einem Teil des Ganzen zu werden, bleibe ich allein mit mir.

Das ist das Grundproblem des Menschen: Er sucht nur seinen Gewinn und seinen Vorteil und bewertet alles nach seinem persönlichen Nutzen. Und so fängt er an, sich zu vergleichen, konkurriert mit seinem Nächsten, kämpft für sein Recht und für seine gute Sache. Er verteidigt seinen kleinen Besitz und streitet noch mehr um jeden entgangenen Gewinn, von dem er meint, dass er ihm zustehe. Die anderen und die Umstände müssen ihm gefügig sein. Ist es nicht so, dann erhebt er

Forderungen, stellt Schadensersatzansprüche und dabei leidet er wie ein Hund. Das Leben, das er sich wünscht, zerrinnt ihm zwischen den Fingern. Schließlich fängt er in seiner Verzweiflung an, den anderen zu überzeugen. Er sucht Bestätigung für sich und deshalb braucht er den anderen, zu seiner Vergewisserung. Bekommt er keine Zustimmung, reagiert er gereizt bis aggressiv. Das darf ja nicht sein!

Genau so funktioniert das Miteinander nicht. Wer immer mehr möchte, zuletzt alles für sich – hat zum Schluss gar nichts mehr. Das Fatale ist dann zusätzlich, dass der Mensch normalerweise nicht die Schuld für das Nichts seines Lebens bei sich sucht, sondern immer die anderen oder die Umstände dafür verantwortlich macht, dass er vor dem Scherbenhaufen seines Lebens steht. Würde er erkennen und zugeben, dass die Fehler ganz tief in ihm liegen (dass er selbst sein eigenes Problem ist und sich im Weg steht), könnte sich etwas ändern, denn dann würde er feststellen, dass sein Denken in den Grundwurzeln falsch ist, könnte er innehalten und neue Denkansätze suchen.

Auf dieses Innehalten kommt es an. Stoßen wir im Gespräch an diesen Punkt, wo es nicht weitergeht und wo man sich dem eigenen Unvermögen stellt, geschieht etwas Neues. Der Anfang für eine grundsätzliche Veränderung ist geschafft. Das Innehalten ist oft markiert von ratlosem Schweigen. Die Erkenntnis gewinnt Raum: „Wir haben uns verrannt.“ Hinter dem Schweigen verbirgt sich das Neue, man ist kurz davor, es zu entdecken. Jede Störung in dem normalen Ablauf der gewohnten Gedanken kann zum Innehalten führen und damit zum Umdenken. Hinter jeder Störung lauerte eine wichtige Erkenntnis. Jetzt gilt es, offen zu sein und bereit, dieses andere willkommen zu heißen. Oft bedarf es dazu einer Krise, nämlich die Erkenntnis, dass es so nicht weitergeht, nicht weitergehen kann. Die Krise offenbart, was bisher schief gelaufen hat. Man muss sich der Wahrheit stellen. Dabei zeigt sich, dass man nichts mehr in der Hand hat. Die gewohnten Handlungsoptionen funktionieren nicht mehr (sie haben ja in die Irre geführt), man muss sich nach neuen Verhaltensweisen umschauen, dringend. In der Erkenntnis der eigenen Armut steckt die Möglichkeit, dass man aufhorcht und von sich absieht und dabei feststellt: Es gibt ja noch weit mehr, als ich bisher dachte. Da ist der andere mit seinen Ansätzen und Möglichkeiten. Ich beginne ihn zu fragen, nach dem, was ihm hilft, und dabei öffnen sich neue Welten. Allerdings besteht jetzt die Gefahr, im Selbstmitleid zu versinken, sich wieder und wieder den Puls zu messen und sich als armes Opfer zu fühlen, das vom Leben übel behandelt wurde. Besser wäre die mutige Erkenntnis, dass alles ganz anders ist, besser wäre eine bedingungslose Kapitulation. Das ist ein heiliger Moment, die Wahrheit leuchtet auf, man sieht sich selbst in einem hellen Licht. Die Wahrheit schafft den nötigen Freiraum für Neues. So wird der Augenblick des Innehaltens zum Moment der Begegnung: mit sich selbst, mit dem anderen, mit Gott. Gott stellt sich in den Weg und Neues beginnt. Jetzt, hier, unter uns, nicht irgendwann, sondern augenblicklich – indem wir miteinander reden und uns gemeinsam mit offenen und bereiten Herzen fragen, was unsere gemeinsame Sache ist und wie es weitergehen könnte. Die Befreiung wird spürbar, Entspannung tritt ein, wir atmen auf: „So könnte es gehen!“.

Das Weitergehen von diesem entscheidenden Scheidepunkt aus ist nicht die Fortsetzung des Bisherigen mit anderen Mitteln. Sondern das ganz Neue, das andere. Es besteht aus uns, aus den Teilen, die wir sind, aus unserer Hingabe und der Bereitschaft, uns selbst ganz los- und uns auf eine gemeinsame Wirklichkeit einzulassen. Das Gespräch wird von dieser Wendemarke an substanzieller, echter, die Kommunikation wird kohärent: Wir sind in Übereinstimmung miteinander, was nicht bedeutet, dass wir einer Meinung sind! Wir sind auf das Notwendige gestoßen und reden nicht mehr über bedeutungslose Nebensächlichkeiten. Genau dort, wo wir die Unausweichlichkeit einer Klärung und des notwendigen Handelns spüren, ist die Motivation für eine Veränderung am größten. Hier sind wir bereit zu Lösungen und endlich auch in der Lage, uns von den Problemen zu lösen, die wir

selbst sind. Wir werden offen für ungewöhnliche und mutige Schritte. Denn nun betrachten wir uns selbst und erkennen, was das Problem mit uns gemacht hat. Wir nehmen das Problem an, damit wir uns von ihm lösen können, denn wir können nur das verändern, was wir zuvor angenommen und für das wir Verantwortung übernommen haben. Nun aber sind wir bereit, uns von falschen Annahmen und Verhaltensweisen zu trennen. Wir werden frei von uns selbst, frei für ein neues Denken, ein neues Verhalten. Und wir werden frei, um uns auf die Menschen, mit denen wir reden einzulassen, wirklich einzulassen. Wir sind dabei, uns zu finden und eine neue gemeinsame Wirklichkeit zu schaffen, in denen sich die Teile verbinden, die wir sind – ohne dass sie sich auflösen. Wenn das geschieht ist es wie ein Fest: befreites Lachen und begeisterte Freude bestimmen unser Gespräch: „Wir sind durch. Wir haben es gefunden. Wir haben uns gefunden!“

Ist es also ratsam, auch in problematischen Situationen miteinander ins Gespräch zu kommen? Auch auf das Risiko hin, dass es schiefgehen könnte? Ich denke, ja. Wenn ich mich verliere, kann ich mich neu gewinnen. Wenn ich loslasse, bekomme ich weit mehr. Entscheidend ist das partizipierende Bewusstsein aller: Wir lassen einander teilhaben an dem, was uns beschäftigt. Wir öffnen uns voreinander und liefern uns aus. Wir sind Teil eines gemeinsamen Prozesses. Wir denken miteinander und überschreiten dabei unsere persönlichen Begrenzungen. Wenn jeder gibt, was er hat, kommt mehr zusammen als die Summe aller Teile. Wir entdecken nicht nur unsere Schnittmengen, sondern erschließen neue Bereiche. Eine neue übergeordnete Identität entsteht. Wir begreifen uns als Glieder eines Leibes. Für Christen ein vertrautes Bild: Der Einzelne ist Teil eines Ganzen. Er gibt sich hinein, ohne sich dabei aufzugeben. Er gewinnt sich, wenn er sich verliert. Er gibt einen Teil und bekommt das Ganze. Er profitiert davon, dass er nicht bei sich bleibt, sondern sich hergibt. Das ist ein Geheimnis, das gerade Christen verstehen können. Denn sie kennen das Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt, um zu leben. Koinonia ist das Fachwort für das, was die christliche Gemeinschaft praktiziert: Wir haben gemeinsam Teil an einem Ganzen. Das Ganze sind wir in unserem Miteinander und das Ganze ist Gott. Das Miteinander ist geprägt von Liebe. Und die Liebe zueinander ist die Voraussetzung dafür, dass der gemeinsame Dialog gelingt. Aber es ist gleichzeitig ein Ausdruck dieser Liebe, dass wir uns in eine vertrautes, offenes Gespräch wagen. Wie würde die Liebe sonst konkret werden, wenn wir nicht ehrlich und echt miteinander redeten und uns einander zumuten würden?

Wir müssen es einüben – in unserer Gesellschaft, genauso (und noch viel mehr) in den christlichen Gemeinden: die Kultur des Miteinanders. Ein Miteinander, das nicht von sich selbst ausgeht und auch nicht davon, dass man denkt, was der andere denkt, sondern das sich dem anderen zuwendet, ihn ernst nimmt, bereit ist, ihn zu verstehen, und das bedeutet: ihm zuhört. Eine selbstverständliche und befreiende Kultur, die sich darin äußert, dass man sich einander unterordnet, einander achtet und einander liebt – so wie Gott und sich selbst. Eine Liebe die, sich äußert in Respekt und Wertschätzung, Höflichkeit und der Bereitschaft, von sich selbst abzusehen, um sich vorbehaltlos auf den anderen einlassen zu können.

### **Beispiel: Ein leidiges Thema**

In einer Gemeinde geht es seit Jahren um die Lieder, die im Gottesdienst gesungen werden. Die einen (vor allem die Älteren) sind für die Lieder, die sie bereits seit ihrer Jugend kennen. Für sie sind das die Lieder mit eindeutigem Inhalt und eingängigen Melodien. Die andern, die modernen Lieder, verstehen sie nicht, die Melodien sind für sie sperrig und die ständigen Wiederholungen machen

ihnen Mühe. Die andere Seite (die Jungen) plädiert für moderne Lieder. Diese greifen die Themen und Fragestellung der heutigen Zeit auf. Sie sind einfach, für sie eingängig und entsprechen ihrem Lebensgefühl. Die alten Lieder sagen ihnen nichts, sie sind zu kämpferisch starr, zu vollmundig und gebrauchen Bilder aus einer fernen Zeit.

Beide Meinungen sind in diesem Streit konträr und ohne die Möglichkeit, Kompromisse zu finden. Hinter beiden Positionen stehen Werte und unabänderliche Begründungen. Die Gefahr besteht, dass aus den unterschiedlichen Standpunkten starre Wertekonflikte oder harte Machtkämpfe werden. In manchen Gemeinden führen die Auseinandersetzungen fast zum Zerbruch. Was ist zu tun?

Vielleicht wäre es eine Möglichkeit, wenn die Gemeinde in dieser unlösbaren Problemsituation zusammenkommt, um sich zu verständigen. Man redet miteinander, mehr noch, man entscheidet sich dafür, dem anderen zuzuhören. Man suspendiert für ein paar Augenblicke seine eigene Ansicht und lässt sich auf die anderen ein.

Dann beginnt man vielleicht zu verstehen, dass die Lieder für die einen wie ein Nest sind, das Geborgenheit vermittelt und an vergangene Zeit erinnert, in denen vieles noch ganz anders war. Man begreift, dass diese Lieder ein Stück Identität darstellen, weil sie ein Leben geprägt haben. Und man ahnt vielleicht, dass beim Singen dieser Lieder nicht nur Gott gelobt wird, sondern durch das Kuschelhormon Oxytocin Wärme, Nähe und Sicherheit erzeugt wird. Etwas, was die ältere Generation existenziell benötigt.

Gleichzeitig beginnt man zu verstehen, dass die neuen Lieder zur Glaubensvergewisserung in einer komplizierten Zeit beitragen. Dass sie notwendige Bekenntnisse sind gegen einen Trend des Egoismus, dass man sich in den formelhaften Anrufen Gottes eine Art Bestätigung zusingt und diese Lieder einen Schutzmantel bilden gegen persönliche Bedrohungen. Es wird vielleicht deutlich, dass diese Lieder in ihrer einfachen Melodik oder auch sehr künstlerischen Form mit ihren vielen Wiederholungen nötig sind, um sich einen eigenen Raum zu schaffen, in dem Gott mitten in Unverbindlichkeit und Unbestimmtheit begegnet werden kann.

Wenn es gelingt, sich das alles mitzuteilen und einander auf eine tiefe Weise zu verstehen, ist das Problem noch nicht gelöst, aber es ist kein Problem mehr. Aus dem Verstehen heraus lässt man sich stehen – mehr noch, man fördert sich gegenseitig in den jeweiligen Bedürfnissen, weil man sie gemeinsam als berechtigt begreift. Es beginnt etwas Neues: eine neue Qualität von Miteinander und gegenseitiger Unterstützung. Und dann singt man vielleicht auch einmal gern und aus vollem Herzen die Lieder der anderen. Und es entsteht auf diese Weise ein großer Chor der Vielfalt mit der Grundmelodie der gegenseitigen Liebe und Wertschätzung.

Johannes Stockmayer